

Aus dem Leben eines Musikkritikers

Kolumne Nr. 27: Der Provokateur

Zum Beethoven-Jubiläum 1970 – 200. Geburtstag des klassischen Meisters – schlug er vor, ein Jahr lang keinen Beethoven zu spielen. Mauricio Kagel liebte eben die Provokation; in der musikalischen Avantgarde der sechziger und siebziger Jahre war er, neben Karlheinz Stockhausen, der aufrührerischste Geist. Freilich gab er sich nicht immer ganz konsequent; sein eigener Beitrag nämlich zum Beethoven-Jahr war ein einstündiger Fernsehfilm. Damit wollte er natürlich jene Leute, «die den ‚Song of Joy‘ plärren, was für mich etwas denkbar Empörendes ist», gehörig aufschrecken. Kurzum, es sollte ein Pamphlet zur Jubelfeier sein. Zum Beispiel mit einer Szene, wo endlos halbkaputte Beethoven-Büsten aus einer Badewanne genommen werden. Oder, noch um Grade anzüglicher, wenn zu «Freude, schöner Götterfunken» Elefanten ihre imposante Notdurft verrichten.

Darüber sprachen wir, als ich den 42-jährigen Komponisten mit deutsch-argentinischen Wurzeln 1973 traf. Aber natürlich auch über musikalische Fragen im engeren Sinn. Kagel plädierte für eine beschädigte Musik, für das «Unfertige des Fertigen. Wichtig ist, was sich am Rande entwickelt. Kunst soll ein besonderer Fall von brüchiger Wirklichkeit sein.» Kagels beredete Klage ging gegen die «Allverfügbarkeit der Musik. Sie ist eine reine Farce. Früher einmal war Musik Teil einer globalen Unterhaltung, wie Essen beispielsweise. Nicht abgetrennt und säuberlich sortiert, sondern eingegliedert ins menschliche Tun ganz allgemein.»

Natürlich besass Mauricio Kagel klare Ansichten über seinen Beruf. «Ich komponiere, um meine Ideen loszuwerden.» Experimentieren als zentrale Erfahrung, verbunden mit dem ständigen Bemühen, alles immer und immer wieder in Frage zu stellen. «Es ist sinnlos, sich als moderner Komponist unbedingt schmackhaft machen zu wollen. Angst, dass man nicht verstanden werde, braucht man wirklich nicht zu haben. Denn ob man schlechte moderne oder gute moderne Musik verfasst, ist im Moment nicht einmal ausschlaggebend – aufgeführt wird man ja sowieso kaum. Aber sich durchsetzen wird nur, was mit einer gewissen Intelligenz und Sensibilität geschaffen wurde.»

Zwei Jahre zuvor hatte ich in Hamburg den grössten Opernskandal der Nachkriegszeit miterlebt. Das war die Uraufführung von Mauricio Kagels abendfüllendem «Staatstheater». Getarnt als «Szenische Komposition in neun Stücken» skizzierte diese Kreation eine Abfolge von meist parodistischen Variationen über den Opernbetrieb, wobei Kagel als ebenso mutwilliges wie einfallsprühendes Enfant terrible alles Vertraute konsequent umstülpte und ausser Kurs setzte. Sänger werden zu Tänzern, die Chormitglieder avancieren zu Solisten und umgekehrt. Kagel selber präsentierte sich als Dirigent (in der Maske Hans Pfitzners!) auf der Szene. Da gab es im Publikum kein Halten mehr. «Aufhören! Aufhören!» schrien die einen. Andere pfffen und johlten, wogegen die kärglichen Bravorufer kaum aufkamen. Die Situation eskalierte, eine Schlägerei unter den Opern-Hooligans konnte nur knapp vermieden werden. Kurzum, es war ein Bombenerfolg.

Mario Gerteis